Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 5

Artikel: "Knall-Menschen" und Papuas auf Neuguinea [Schluss]

Autor: H.Z.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634613

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kind Niklaus Manuel. Von südlicher Abkunft, vielseitig angeregt, aber der Zeitbildung nur unvollständig teilhaftig, durchdrang er seine Feuerseele mit der neuerstandenen Heilslehre. Da er mit seiner gescheiten, heitern und tüchtigen Art gewohnt war, Abwechslung in den nüchternen bernischen Alltag zu bringen, so gab es in der Stadt einen großen Kreis, der nur darauf wartete, was Manuel zu einer Sache sagte. So war es auch in der Reformation. Er diente ihr zuerst mit der Feder, später als Soldat und Staatsmann. Er ließ seit 1523 seine kecken Schauspiele auf der Kreuzgasse zu Bern aufführen, die rücksichtslos mit der alten Kirche ins Gericht gingen, mit einem Wagemut, der aufs Ganze ging.

Damit war der Streit entfesselt. Er überraschte Bern mit einem durchschnittlichen Staatspersonal, das wohl gewohnt war, die Irrgänge der Außenpolitik zu verfolgen, die Fieberschauer des Söldnertums zu dämpfen und den Staat geradehin zu verwalten, aber einer geistigen Bewegung ratlos gegenüber stand. Der Rat wollte sie abbiegen und vergriff sich in den Mitteln. Das erste bernische Reformationsmandat von 1523 besagte, es dürfe in der bernischen Kirche nur nach der Heiligen Schrift gepredigt werden, wobei der Rat im Irrtum befangen war, daß der katholische Gottesdienst sich rein nach der Schrift richtete. In Wirklichkeit hatte der Rat im Mandat den Grundsatz der Reformation verkündet und ihr damit unbewußt den Weg bereitet. Von da an folgten sich die Glaubensmandate von Jahr zu Jahr, bald einen Schritt vorwärts, bald einen zurück, das Auf und Nieder der Parteien widerspiegelnd. Die Reformation wirkte in Bern als Ueberraschung; sie kam den einen als bang erhoffte Erfüllung, den andern als lang gefürchtetes Gericht. Es war ein wirres Geflecht von lautern und eigensüchtigen Trieben, durch das sich das Wort der Bibel mühsam Bahn suchen mußte. Es ist bezeichnend, daß dabei die Stimme der alten Kirche kaum noch gehört wurde. Weltlich geartete Interessen rangen miteinander.

Es brachte einen mächtigen Anhang gegen die Reformation in Bewegung, als man erkannte, sie sei das Ende der fremden Jahrgelder und des Söldnerdienstes. Auf der andern Seite wurde deutlich durchgefühlt, daß ein Sieg der Reformation den drängenden bernischen Staatsgedanken kräftig fördern müsse. So schwer es auch hält, das Maßgebende in dem Meinungskampf heraus zu finden, so darf doch gesagt werden, daß nicht ein äußeres, sondern ein inneres Bedürfnis den Ausschlag gab. Jenes Wort des ersten Mandates, daß die Heilige Schrift das Richtmaß des Glaubens sein solle, ließ sich nicht mehr zurücknehmen, wenn schon das zweite Mandat zur Genugtuung der Altgesinnten 1524 befahl, es dürfe nur gepredigt werden, was die römische Kirche billige. Die ersten deutschen Bibeln durchs Land; sie wurden begierig gelesen und gedeutet. Es wirkte mit der Wucht einer erschütternden Enthüllung, daß sich Gottes Wort und Menschengewissen zum erstenmal unmittelbar zusammenfanden, nachdem bisher die Kirche zwischen beiden vermittelt hatte. Man darf vermuten, daß dieses innere Licht von keiner Gewalt mehr hätte erstickt werden können.

Aber langsam nur brach sich die Erkenntnis durch das Dunkel des bernischen Volksempfindens Bahn. Stadt und Land entzweiten sich darüber. Während die geweckten und tätigen Bürgerkreise der Stadt entschlossen waren, die äußersten Folgerungen zu ziehen und mit Rom zu brechen, nahm zwar das Landvolk das lautere Gotteswort nicht minder eifrig an, hielt aber an der überlieferten Kirchenordnung, an Messe, Heiligenverehrung und Ehelosigkeit der Priester fest. So konnten beide schweizerischen Glaubensparteien noch lang auf Bern hoffen; die Furcht vor der innern Entzweiung schien die Katholiken zu begünstigen. Um aller Unruhe zu entrinnen, leisteten Rat von Bern und Abgeordnete der Aemter am Pfingstmontag 1526 in Gegenwart von Gesandten aus den V Orten einander den Schwur auf den alten Glauben. (Schluß folgt.)

„Knall-Menschen" und Papuas auf Neuguinea.

(Schluß.)

Alle diese Feste gleichen einander, nur die Dema-Figuren wechseln. Alle haben einen Sinn: sie erinnern entweder an die Entstehung des Menschen, der Pflanzen, bestimmter Tiere, des Feuers, des Wassers usw. Sie haben jedoch oft auch den Sinn von Fruchtbarkeitsriten, dienen der Gesundheit, oder sollen vor Krankheiten feien.

Alle sind für uns hochinteressant, und es sei hier als Beispiel nacherzählt, wie Wirz den Feuer-Ritus und den Feuer-Dema kennen lernte.

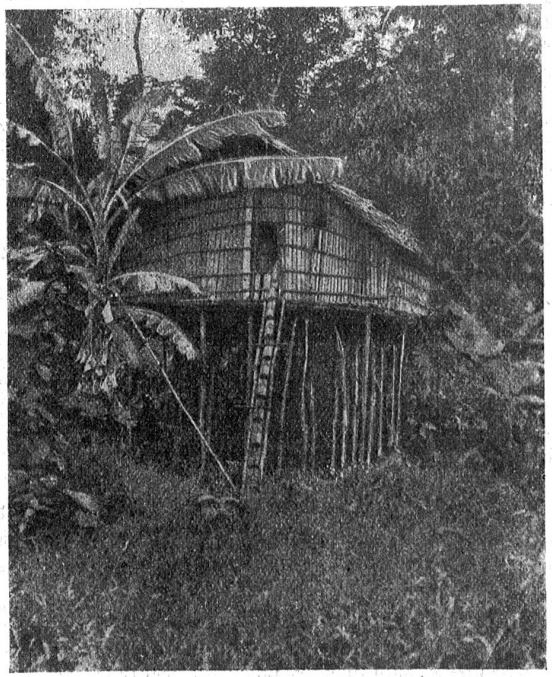
Im Stranddorf Wanme beobachtete der Forscher ein Fest, das wie oben geschildert verlief und bei dem der Rapadema (= Feuerdema) auftrat. Wirz wollte der Sache auf den Grund gehen und vernahm schließlich von einem getreuen Jungen, dieser wisse selber nichts Bestimmtes, jedoch befinde sich in der Nähe des Dorfes ein eingezäunter Platz, worin ein Häuschen stehe, in welchem der Rapa-Dema (der eigentliche Dämon, nicht der Mensch, der ihn beim Feste darstellte) wohne. Es sei lebensgefährlich, sich dem Orte zu nähern und den Dema zu stören. „In der Dämmerung machte ich mich auf. Meinem Jungen sagte ich, daß ich nach dem Boot gehe, schlug aber statt dessen den Weg nach dem Busch ein, den mir Piaring deutlich beschrieben hatte. Ich überschritt das Flüßchen Sendar, fand richtig den großen Bambusbusch, den Piaring erwähnt hatte und schlug mich in der von ihm bezeichneten Richtung durch den Busch, der nirgends eine Spur von einem Pfad oder von Begangensein verriet. Alsbald befand ich mich vor einem etwa 2 Meter hohen Zaun, der einen rechteckigen Platz von 3—400 Quadratmetern umschloß und erblickte im Innern die hohe, aber kleine, schmale Hütte, die jedoch nirgends einen Zugang besaß. Ich zögerte und lauschte, ob nicht ein menschliches Wesen in der Nähe, oder mir nachgeschlichen sei. Auch konnte der Verdacht nicht ausbleiben, wenn man nachträglich die Spuren im Busch und im Innern finden würde. Die Männer würden zweifellos keinen Spaß verstehen und hinterrücks Rache an mir nehmen. Der Morgen brach an, Zeit war nicht zu verlieren, und ... entschlossen kletterte ich über den von rohen Baumstämmchen und Aestchen verfertigten Zaun — jetzt befand ich mich vor dem Geisterhaus!

Nirgends war in den aus Sagoblattrippen verfertigten Wänden eine Oeffnung zu sehen, doch reichten diese auf allen vier Seiten nicht ganz bis zum Boden herab. Unter ihnen mußte man durchkriechen, um ins Innere zu gelangen,

Bei den Papuas. Flechten der Haarverlängerungen in Saguée.

was ich auch tat. Mit einiger Enttäuschung blickte ich mich in dem Raume um, der vollständig rot bemalt war — ob mit Blut oder rotem Ton vermochte ich nicht zu unterscheiden. Das Ganze machte den Eindruck, als ob es schon längere Zeit nicht mehr betreten worden sei, auch im Gehöft war das Unkraut kniehoch gewachsen. Im Uebrigen schien aber die Hütte nicht sehr alt zu sein, und auch das Blätterdach war vollkommen unbeschädigt. Die eine Hälfte des hohen, ungeteilten Raumes wurde von zwei übereinander angebrachten Pritschen eingenommen, von denen die untere leer, die obere von zwei mumienähnlichen Paketen eingenommen war. Die Verpackung bestand aus zahlreichen Blattscheiden der Nibungpalme und war mit Lianen sorgfältig verschnürt. Auch die beiden Pakete waren vollständig rot bemalt und wiesen nur an einer Stelle eine kleine Lücke auf, an welcher der ebenfalls rotbemalte Zahnfortsatz eines Epistropheus hervorragte. Dies war also der Feuerdema mit seiner Gattin, nichts verriet sonst den Inhalt der Pakete. Gewaltsam brach ich an einer Stelle die Umhüllung auf und ... zum Vorschein kamen lauter rotbemalte Menschenknochen, die von mindestens 25 Personen herrühren mußten. Schädel schienen nicht vorhanden zu sein, diese hätten jedenfalls einem andern Zweck dienen müssen. Sonst wies der Raum nichts Bemerkenswertes auf, nur lagen noch hinter den Paketen zahlreiche zusammengekräuselte Holzspähne und mehrere rotbemalte Stöcke von 1 Meter Länge, deren Zweck mir jedoch nicht sogleich klar wurde. Erst bei einem späteren, wiederholten Besuch der Hütte bemerkte ich, daß sie an einem Ende angebrannt waren und zum Feuerbohren gedient hatten. Und dann fand ich auch das mit eingebrannten Löchern versehene Holz, das als Bohrbrett gedient hatte — auch die Spähne waren jedenfalls zum Anfachen von Feuer verwendet worden... Die Rapa-Zeremonien, vernahm er später, sind im Grunde genommen nichts anderes als eine symbolische Vorführung der Mythe von der Entstehung des Feuers. Durch den Begattungsakt der Dema war das Feuer entstanden. Das in Kopulation befindliche Paar konnte sich nicht mehr trennen. Von Gelib im äußersten Westen, wo sich die beiden vereinigt hatten, trug man sie auf einer Bahre nach Kondo im äußersten Osten. Hier, unweit des Flüßchens Sendar, wurde eine geräumige Hütte gebaut, und die beiden, Mann und Frau, wurden auf die Pritsche gelegt.

Einst kam ein Dema namens Aramemb und versuchte, die beiden zu trennen. Er zog und schüttelte sie hin und her. Doch, was geschah? — Plötzlich entstand Rauch, Flammen schlugen züngelnd empor, im Nu stand die Hütte in Flammen! Alles eilte herbei, um das gräßliche Wunder zu sehen. Nun hatten sie Feuer und verstanden es zu bereiten: es war ein Geschenk der Götter (der Dema). Dieses kostbare Gut durfte auf keinen Fall mehr verloren gehen. Da-



Bei den Papuas. Pfahlbau am Miku.

her mußte alljährlich einmal das Feuer wieder auf dieselbe Weise bereitet werden, wie es zum erstenmal durch die Dema entstanden war. Dies ist der Grundgedanke der Zeremonie, die, wie gesagt, eigentlich nur eine symbolische Vorführung der Mythe ist. Orgien finden statt; ein von den Alten bestimmtes Mädchen, das der Totemgruppe des Feuers angehört, wird von den versammelten Männern und Jünglingen mißbraucht und dann noch lebend in ein Feuer geworfen, das die Alten durch Quirlen mit langen, rotbemalten Stöcken bereitet haben... Ein Kannibalenmahl bildet den Abschluß der Feier — die Knochen werden rot bemalt und zu den andern in das Bündel gesteckt. Dieses Bündel selbst versinnbildlicht den Dema. Andere Knochen werden auch am Fuße junger Kokospalmen vergraben, um ihre Fruchtbarkeit und ihren Ertrag zu erhöhen, der Kopf wird präpariert und verwahrt und dient wie die Trophäen der Kopfjagden zur Namengebung eines Kindes."

Gewiß erscheinen uns solche Menschenfressergebräuche als scheußlich. Dagegen ist nur einzuwenden, daß das betreffende Mädchen, das als Opfer dient, wahrscheinlich nicht Angst hat vor seinem Schicksal, sondern sich als Auserlesene stolz und heilig vorkommt und darum ganz willig stirbt. Das ist aus ähnlichen Berichten über papuanische Gebräuche zu schließen. Und wenn wir an die Massen-Menschenschlächtereien unserer Kriegsmaschinen denken..., dann müssen wir wiederum zurückhaltend werden in unserem Urteil: diese sind nicht weniger unsinnig und nicht minder grausam, als die jährlich einmal vorkommenden Rapa-Dema-Feste der Neuguineaner.

Es wurde oben erwähnt, daß noch der Brauch der Kopfjägerei herrscht. Es werden fremde Stämme überfallen und den Feinden die Köpfe weggeschnitten. Diese präpariert man mit Rauch, Oel und Muscheln und verehrt sie als Heiligtümer. Der Name des erlegten Feindes dient alsdann zur Taufe eines Neugeborenen.

Auch der Kannibalismus hat einen ganz bestimmten magischen Sinn: man glaubt, daß die Kräfte des Getöteten und Verspiesenen auf die Mörder übergehen — darum verspeist z. B. ein Viktoriamann seinen erlegten Feind ganz allein.

Bei den Papuas. Strandsiedelung in der Nähe von Merauke.

Die Feste der Neuguineaner bilden die einzige Abwechslung in dem monotonen Leben dieser Insulaner. In dem Buche unseres Gewährsmannes sind viele solcher Feste beschrieben und wenn wir nicht genau und kritisch lesen, so würden wir den Eindruck erhalten, als löste ein Fest das andere ab. Dem ist jedoch nicht so. Jeder Stamm hat sein besonderes Fest — hergeleitet aus dem Totemismus, d. h. aus dem Totem des Stammes — und von den Festen des Nachbarstammes weiß er nichts; denn jeder Stamm behütet seinen Geheimkult wie einen Augapfel, Verräter erliegen der Todesstrafe.

Wirz hat später noch zwei weitere Reisen ins unerforschte Gebiet Neuguineas unternommen. Einmal konnte ihn nur schleunigste Flucht davor retten, daß die Papuas auch seinen Kopf als Trophäe erbeuteten; denn im tiefen Innern der Insel sind die europäischen Soldaten noch nicht gewesen, obschon sie Jahr für Jahr weiter vordringen und sich bemühen, die alten Bräuche abzuschaffen. Dahingegen kommen in kleinen Gruppen die Vogeljäger daher, ihr Auftreten ist ziemlich robuster Art, und es ist nicht zum Verwundern, wenn die Wilden auf die „Knallmenschen" nicht sehr freundlich und gut zu sprechen sind.

Nicht Kannibalismus und Kopfjägerei sind schuld am Eingehen der Papuas, viel eher die Seuchen, die eingeschleppt wurden und sich fast so rasch verbreiten, wie bei uns eine Zeitungsnachricht.

Im vierten Jahre, da Wirz in Neuguinea lebte, kam ein von der Regierung beigezogener deutscher Arzt, Dr. Thierfelder, um den Seuchen zu wehren. Er ließ Baraken errichten, die als Spitäler dienten und begann eine ungeheure Arbeit. Der Erfolg ist, wie man heute feststellen kann, nicht ausgeblieben. Die Krankheiten nehmen ab und die Geburten mehren sich und übertreffen in den kontrollierten Gebieten die Sterbefälle.

Wenn die Zivilisation so aussähe wie dieser Arzt und sein in Afrika weilender Kollege Albert Schweitzer sie auffassen, dann wäre sie ein Glück für die armen Primitiven, und die Taten der ersten Eroberer, die den Namen Knallmenschen verdienen, würden einigermaßen gesühnt und wettgemacht in einem edlen und menschenwürdigen Sinne.

H. Z.

(Die Klischees zu diesem Aufsatze stammen aus dem Buche „Dämonen und Wilde in Neuguinea" und sind uns vom Verlage Strecker & Schröder in Stuttgart freundlichst zur Verfügung gestellt worden.)

Ich hatt' einen Kameraden . . .

Skizze von F. P., Ins. (Fortsetzung.)

So kamen wir von unserem ersten Weihnachtssingen ziemlich spät nach Hause, weil wir überall aufgehalten wurden, aber der klingende Erfolg verfehlte nicht, unsere Eltern nachsichtig zu stimmen. Drei Jahre nacheinander war nun dieses Singen für uns des Winters schönstes Erlebnis. Doch in den Herbstferien des achten Schuljahres brach sich plötzlich meine Stimme, was uns beide mit Wehmut erfüllte. „Oh, jetz chäu mer nimme zfeeme singe", klagte mein Freund. Was würden die Leute sagen, wenn wir am Weihnachtsabend fehlten? Welche Freude für uns, als dann der Lehrer Kurt auf Weihnachten ein Lied für gemischten Chor mit uns einübte. Da noch einige Knaben des neunten Schuljahres ebenfalls eine Männerstimme hatten, so klang das Lied bald zu unser aller Entzücken. Wir entschlossen uns daher, noch zwei jüngere Buben beizuziehen. Diese sangen Sopran und Alt, mein Kamerad mit seinem ungewöhnlichen Stimmumfang beherrschte den Tenor, trotzdem er in der Schule den Alt durchschleppen mußte, und ich sollte Baß „rochle", wie die andern so bezeichnend sagten. Da wir auch einige Choräle studiert hatten, brachten wir vier es nach mehreren nächtlichen Uebungen auf der gedeckten Schmittebrügi zu einem Repertoir von drei Nummern. Nach dem ersten Liede tönte es gewöhnlich fragend und neugierig aus halbgeöffneten Türen und Fenstern: „Was si das fürig, wo so chäu liede wie n'es Veräin? Das si doch nid öppe scho erwachsni Buebe un Mäitli! Isch dr Schmiedrobi nid o drbi? Wohl lue, dört gsehn ne. Es het mi eebe dunkt, i ghör däm si Stimm us allne use." Viele fragten enttäuscht: „Werum chömet iehr nid elläini? Es isch albe no schöaner gsi, numme äuere zwöä." Es hieß uns diesmal niemand hineinkommen, es gab immer zu viel Lärm und Gescher bis man mit Singen anfangen konnte. Die ganze seelische Hingabe und der fast heilige Eifer fehlten dem Gesang.

Im Frühling darauf traten wir unser letztes Schuljahr an, und wir wurden alle aus der Kreisoberschule in die neugegründete Sekundarschule befördert. Wir fürchteten nur eins, die neuen Lehrer könnten uns versetzen, nachdem wir nun zehn Jahre lang, seit unserm Eintritt in die Gäggelischule, Seite an Seite gesessen hatten. Doch glücklicherweise bezog einer der Lehrer bei meiner Großmutter das Zimmer. Als er mich am Tage vor Schulbeginn in seiner freundlichen, gewinnenden Art fragte, ob denn ein so großer Bursche wirklich noch schulpflichtig sei, da faßte ich mir ein Herz und bat ihn, uns ja nicht voneinander zu nehmen. Er verwunderte sich über unsere kameradschaftliche Treue und ließ uns auch das letzte Jahr beisammen, so daß wir also elf Jahre lang der Schule Freud und Leid miteinander teilten. Wir kannten uns aber zuletzt auch durch und durch und brauchten keine Worte mehr zur gegenseitigen Verständigung. Jede noch so unauffällige Bewegung des Kopfes oder der Hand, der Füße oder Kniee, jedes Räuspern, jeder Augenaufschlag, ja jede Muskelbewegung des Gesichts und sogar das absolute Stillsitzen hatte etwas zu bedeuten. Mit Hilfe dieser nie versagenden Ausdrucksmittel konnte ich ihm auch bei den hochnotpeinlichsten Proben über manche Klippe hinweghelfen. In diesem letzten Schuljahr, das für mich das allerschönste wurde, war mein Kamerad nicht immer glücklich. Schwere, verantwortungsvolle Arbeit zu Hause, allerlei Kummer und Sorgen des Alltags lasteten schon hart auf seinen jungen Schultern und drückten ihn oft so sehr, daß er übler Laune wurde und die nötige Begeisterung für all das Gute und Schöne der neuen Schule nicht immer aufbrachte. Die größte Enttäuschung bereitete ihm aber das erste Zeugnis. Er hatte im Singen die Note zwei. Er riß mir mein Büchlein aus der Hand und sah bei mir die Note eins. Sein Unterkiefer zitterte, und er nagte wütend an den schon viel zu kurzen Fingernägeln, um sich beherrschen zu können. Ich gab mir alle Mühe, ihn mit keiner Geste zu reizen, denn die Mädchen blickten neugierig zu uns herüber, und vor denen sollte er sich nicht bloßstellen. Daheim in unserem Wagenschopf aber übernahm es ihn: „Es miech mier alles nüd, numme nid grad im Singe." Er war in seiner Seele getroffen, er empfand es als eine Schmach und Erniedrigung, das begriff ich bald. Jeder strebsame Junge möchte halt doch in irgend einer Weise der erste sein. Am Abend wollte er nicht mit mir singen auf dem Käsereiwege. „I ha jo nes zwäu, i cha nid singe." Die Note wurde aber bald besser, denn seine Stimme hatte sich fast unmerklich zu einem männlichen Tenor verwandelt, und da er bei den Liedern für gemischten Chor in diese Stimme versetzt wurde, standen wir wieder Seite an Seite in der Singstunde, was ihn beim Notensingen mit großer Beruhigung erfüllte. Wir lernten in dieser Zeit auch fast alle Lieder des Männerchors singen. Jeden Samstagabend, wenn der gefürchtete Dorfweibel die lärmenden Oberdörfler vom Marktplatz verscheuchte, taten wir zwei immer so, als gingen wir schnurstracks nach Hause. Wir trafen uns aber dann in der finstern, geheimnisvollen „Bachtele" wieder und kletterten über des Bäckers Gartenhag auf den Schulplatz, um dem Männerchor bei seiner Uebung zuzuhören. Im Winter besuchten wir so auch die Gesangsstunden des Kirchenchors, der im Erdgeschoß sein Lokal hatte. Darunter befand sich ein zirka 50 Zentimeter hoher Luftraum, in